

btb

DAVID JAMES POISSANT

SOMMERHAUS
AM SEE

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Sibylle Schmidt

btb

Für meine Eltern, die mir Wasser gaben,
und für Marla, die mich Schwimmen lehrte

ERSTER TEIL

FREITAG

1 Der Junge im Heck des Motorbootes lacht.
Der Himmel zinngrau, es sieht nach Regen aus.

Michael Starling, dreiunddreißig, sitzt im Angelboot seines Vaters und blickt auf das andere Boot, das Kind, die Bucht – das Wasser, das ihm nie gehören wird, weil seine Eltern das Haus verkaufen wollen.

Gestern sind sie angekommen – Michael mit Diane, Thad mit Jake – und haben es erfahren: Richard und Lisa Starling werden sich nicht an diesem See zur Ruhe setzen. In einer Woche wird das Sommerhaus verkauft, damit die Eltern ihren Lebensabend auf irgendeinem Streifen Strand in Florida verbringen können, mit Margaritas, Sand und allerlei Zeug, das überhaupt nicht zu den Starlings passt.

Die Entscheidung sieht Michaels Eltern nicht ähnlich. Sie sind einstige Hippies, Akademiker, kein Florida-Volk. Die beiden lieben kalte Bergseen und klare Flüsse, Bäume, deren Laub sich im Herbst färbt. Den Sommer verbringen die Starlings seit Langem unter dem Sternenhimmel von North Carolina, in dem Mobilheim, das die Familie liebevoll *unsere Blockhütte in der Wildnis* getauft hat.

Was ist nur aus Michaels Eltern geworden? Wer sind die zwei närrischen Alten, die an diesem Sommertag mit Schwimmringen im stillen Wasser des Lake Christopher herumplanschen?

Am Ufer stochert ein Reiher im Schilf nach Fischen. Wolken sind aufgezogen, verdecken die Sonne.

Ein Vormittag am See – Sandwiches, Schwimmen –, das war der Plan der Starlings, bevor der Eindringling auftauchte, ein großes Motorboot, das die Oberfläche mit schäumendem Kielwasser zerschlitze, obwohl das hier verboten ist. Viel zu nah wurde Anker geworfen, dann riss der Mann am Steuer seine Kappe – eine Kapitänsmütze! – vom Kopf und schwenkte sie johlend. Spuckte ein Stück Kautabak ins Wasser und stellte dröhnend laute Musik an.

Das gehört sich nicht hier am See. Das sind miserable Manieren.

Lake Christopher ist kein Partysee, und an den Ufern geht es ruhig zu. Wer hier schon lange lebt, setzt sich hartnäckig dafür ein, dass das so bleibt. Seit Jahrzehnten wehrt man sich gegen die geplante Erschließung und hat zwei Enteignungsoffensiven – eine private, eine von staatlicher Hand – erfolgreich abgeschmettert.

Von dem penetranten Gefährt mit der rosa Aufschrift »Partyboot« dröhnt ein Countrysong herüber. Die Pontons des Bootes glänzen grau unter grauem Himmel.

Michaels Vater scheint sich von alledem nicht gestört zu fühlen. »Kommt ins Wasser!«, ruft er dem Mann mit der Kapitänsmütze zu. Alle springen von Bord, bis auf den Jungen (*Ohrenentzündung, ein Jammer*, ruft die Mutter Richard zu) und die ältere Schwester, die auf den Kleinen aufpassen soll. Doch kurz darauf liegt sie unterm Sonnendach, Augen zu, Earbuds in den Ohren.

Michael beobachtet den Jungen und sehnt sich nach einem Drink.

Der Kleine mag vier oder fünf sein. An seinen Oberarmen sitzen Schwimmflügel, orange wie Halloween-Kürbisse. Er

läuft zum Außenbordmotor und hockt sich breitbeinig darauf, ein Jockey in silbrigen Badeshorts. Sein Pferd hört auf den Markennamen *Evinrude*, das glitzernde Wasser ist die Rennbahn. »Hü-hott!«, schreit der Junge.

Manch einer hätte das niedlich gefunden. Michael nicht.

Die Schwimmflügel sind aufgeplustert wie Blutdruckmanschetten. Eine Hand lässt die imaginären Zügel los und versenkt sich in die Tüte Cheetos auf dem Schoß. Der Junge späht zu seiner Schwester hinüber, die Eltern schwimmen etwa fünfzig Meter entfernt. Michael folgt seinen Blicken, und als er wieder auf den Jungen schaut, sieht er einen Finger, grellorange vom Käsefarbstoff. Es ist ein Mittelfinger, und er ist in Michaels Richtung gereckt.

Er schließt die Augen. Wieso beobachtet er dieses Kind? Er mag Kinder überhaupt nicht. Als er die Augen wieder öffnet, streckt der Junge ihm die Zunge heraus.

Hey, würde Michael den achtlosen Eltern gern zurufen, euer missratener Sohn zeigt mir den Stinkefinger, und eure missratene Tochter pennt.

Eigentlich sollte er auch schwimmen, aber er hat Fledermäuse im Kopf. Sobald er nüchtern ist, flattern sie dort wild herum. Echoortung unter den Augenlidern. Er bräuchte dringend Wodka, hat aber beim Aufwachen nur einen leeren Orangensaftkrug vorgefunden und keinen Alkohol an Bord schmuggeln können. Seine Familie ist ziemlich tolerant, aber Wodka vor dem Lunch geht zu weit.

Der Junge schüttet sich den Rest der Chips in den Mund, jetzt sind auch Gesicht und Brust orange. Dann schmeißt er die Tüte in den See und starrt zu Michael hinüber, wartet auf die Reaktion.

Von einem Kind provoziert zu werden ist eine neue Erfahrung für Michael. Und er würde sehr gern darauf verzichten.

Er stützt den Kopf in die Hände. Sein Schnapsschrank in Texas fehlt ihm, sein Haus nicht. Er ist lieber hier. An diesem See hat er seit seinem zweiten Lebensjahr jeden Sommer verbracht. Wenn er überhaupt irgendwo innerlich zur Ruhe kommt, dann hier.

Der Junge kniet jetzt auf dem Außenbordmotor und späht ins Wasser.

Die Familie ist nicht von hier, vermutet Michael. Aber Touristen leihen sich Boote aus, und das hier ist kein Leihboot. Diese Pontonschüssel ist ein Avalon Ambassador, dafür blättert man locker neunzigtausend Dollar hin. Dagegen wirkt das Angelboot der Starlings, ein Sechssitzer, wie Tom Hanks' Holzfloß in *Verschollen*. (Michaels Vater hat das Familienboot *Seekuh* getauft und den Namen mit blauer Fassadenfarbe draufgepinselt. Jetzt, dreißig Jahre später, ist nur noch »kuh« übrig.) Nein, diese Leute – die Mutter mit der Dolce-&-Gabbana-Sonnenbrille, der Vater mit der Kostümkapitänsmütze – sind weder Einheimische noch Urlauber. Das sind eindeutig frischgebackene Besitzer eines Seeanwesens, sie weihen gerade das neue Spielzeug ein, das sich der Kapitän zur Midlife-Crisis selbst geschenkt hat. Vermutlich hat die Frau noch die Preisschilder von den Badehandtüchern abgeschnitten, während das Boot schon die Bucht ansteuerte.

Lauter Menschen, die mit ihrem Wohlstand laut herumprotzen. Für Michael verkörpern solche Leute alles, was 2018 mit den USA nicht stimmt.

Bässe wummern, Gitarren kreischen. Kann bitte endlich jemand Jimmy Buffett seinen verfluchten Cheeseburger ins Paradies bringen?

Der Reiher am Ufer stößt zu, erbeutet aber nur Schlamm.

Das Mädchen, das auf den kleinen Bruder aufpassen soll, schläft. Teenager im Bikini, Fitnessfigur, honigbrauner

Teint. Diane war etwa in diesem Alter und auch so schlank, als Michael sie vor fünfzehn Sommern in dieser Bucht kennenlernte.

Der Junge geht auf dem Motor in die Hocke. Die Schwester bewegt sich im Schlaf, und Michael fällt auf, wie groß der Altersunterschied zwischen den beiden ist. Der Kleine könnte ein Missgeschick gewesen sein.

Das erste Kind überschüttet man mit Liebe. Die folgenden ziehen sich selbst groß, hat er mal gehört.

Michael will gar keines. Das war die Abmachung. Und zwar *von Anfang an*.

Diane liegt in einem Schlauchboot auf dem Rücken, treibt auf dem blauen Wasser. Man sieht es ihrem Bauch noch nicht an, obwohl Michael manchmal schwören könnte, dass sich die Konturen verändern, dass sie schon dicker geworden ist. Seine Frau ist beileibe nicht dick, aber auch nicht mehr so schlank wie dieses Mädchen auf dem Pontonboot. Er wünschte, sie wäre es noch, weiß aber, dass er dafür heutzutage irgendein Schlagwort mit Hashtag verpasst bekäme. Er will nicht so einer sein, der sich eine schlanke junge Frau wünscht. Aber der Wunsch geht nicht weg, nur weil er »so einer« nicht sein will. Ihm fehlt die Jugend, seine eigene und die seiner Frau.

Ist er deshalb sexistisch? Seine Mutter würde das wohl bejahen, sein Vater verneinen. Seinem Bruder Thad wäre es egal, und Jake würde das Thema gar nicht verstehen. Jake, Thads reicher, attraktiver, schlanker Partner, ist jung und naiv. Er lebt in New York und malt Bilder für andere reiche, attraktive, schlanke Menschen, die in New York leben. Michael kommt es so vor, als interessiere Jake an seinen Mitmenschen lediglich, ob sie bereit sind, die Dollarbeträge zu berappen, die an seinen Gemälden stehen.

Jake und Thad werfen sich im Wasser einen Fußball zu.

Michaels Vater und der Kapitän lachen lauthals, Schwimnudeln ragen zwischen ihren Beinen auf, rot und obszön. Die Mütter treten Wasser und unterhalten sich, Diane treibt in ihrem Schlauchboot neben ihnen.

Das Mädchen auf dem Pontonboot setzt sich auf und sagt etwas zu dem Jungen, das Michael wegen des Radaus nicht versteht. Dann tippt das Mädchen auf seinem Handy herum, lässt es sinken, legt sich wieder hin und schließt die Augen.

Diane würdigt Michael keines Blickes.

Fünfzehn Jahre lang waren sie glücklich zusammen. Ziemlich glücklich jedenfalls. Zufrieden zumindest, bis Diane alles auf den Kopf gestellt hat. *Menschen verändern sich eben*, hat sie gesagt. Michael weiß nicht, ob das stimmt. Hat Diane sich wirklich verändert oder ihn hinters Licht geführt? Hatte sie das von Anfang an so geplant?

Er geht zum Steuer und schaltet den Fischfinder ein. Der See ist hier achtzehn Meter tief. Bei fünfzehn Metern treibt etwas Großes, Graues über den Bildschirm, ein Wels vielleicht oder ein Ast, der sich in Algen verfangen hat.

Michaels Mutter rückt ihren breitkrepfigen Sonnenhut zurecht – den *Antikrebshut*, wie sie ihn gern nennt –, aber Michael findet diese bemühte Lockerheit furchtbar. Wahrscheinlich erzählt sie gerade von ihrem überstandenen Hautkrebs. *Und dann Florida? Im Ernst?*

Die Fledermäuse sausen herum wie verrückt. Bald werden seine Hände zu zittern anfangen. Er braucht wirklich unbedingt sofort einen Drink.

Der Junge auf dem Motor zeigt ihm noch mal den Stindefinger. Der Schwester sind die Kopfhörer aus den Ohren gerutscht, ihr Mund steht halb offen im Schlaf.

Der Reiher am Ufer gibt auf und erhebt sich fischlos in die Lüfte. Der Junge schaut ihm nach, Michael auch.

Dann lächelt der Junge. Stellt sich auf den Motor. Und fällt ins Wasser.

Das Körpergewicht zieht das Kind nach unten, die Arme flutschen aus den Schwimmflügeln wie der Korken aus einer Sektflasche. Kurz taucht eine Hand auf, schlägt um sich, aber die Schwimmflügel gleiten auf dem Wasser davon wie Amphibien. Dann kommt keine Hand mehr zum Vorschein.

Und nur Michael hat alles beobachtet: wie der Junge sich hinstellte; wie er ausrutschte, mit dem silbrigen Po auf den Außenbordmotor prallte und in den See glitt; und wie in seinen Augen, zwischen Sonne und Wasser, eine Botschaft übermittelt wurde, von Kind zu Mann, ein einziges Wort: *bitte*.

Michael springt auf, streift die Schuhe von den Füßen, reißt sich das Hemd vom Leib. Er schreit, aber die anderen hören ihn bei dem Getöse nicht. Er springt ins Wasser, schwimmt, ruft noch einmal um Hilfe, aber er darf nicht anhalten, er muss weiterkralen.

Keine Bewegung auf dem Wasser, keine Hand.

Drei Züge noch, dann hat Michael die Stelle erreicht. Er holt tief Luft und taucht. Hält Ausschau nach silbrigen Badeshorts, weißen Zähnen, irgendetwas, das im Bauch des Sees Licht reflektiert. Aber schon in drei Metern Tiefe ist das Wasser trübe und dunkel.

Er hält sich die Nase zu, presst Luft aus den Ohren, um den Druckausgleich herzustellen.

Etwa fünf Meter, dann sechs. Er tastet um sich, blindlings. Wasser, aber kein Junge.

Halt durch.

Mit aller Kraft taucht er weiter nach unten. Wie schnell sinkt ein Körper?

Jetzt ist der letzte Rest Licht verschwunden, das Wasser wird kälter. Er muss sich auf jeden Fall merken, wo oben und wo unten ist.

In seiner Schulzeit konnte er eine ganze Minute lang die Luft anhalten, aber das ist lange her. In seinen Ohren hämmert es, seine Lunge brennt höllisch. Nicht mehr lange, dann wird er unwillkürlich nach Luft schnappen. Und dann darf er nicht mehr unter Wasser sein.

Er muss auftauchen, sonst ertrinkt er. Auftauchen oder ertrinken. Aber. *Aber.*

Da ist etwas. Ganz nah. Etwas Schwebendes. Badeshorts. Rosa Fingernägel. Entweder es ist der Junge, oder Michael halluziniert.

Dann bekommt er die Hand zu fassen.

Er kann sie nicht sehen, spürt sie aber in seiner. Die Hand ist da, eindeutig. Er wird sie fest umklammern und nach oben schwimmen.

Später, im Krankenhaus, wird Michael grübeln. Ob er ruhiger gewesen wäre, wenn er vormittags einen Drink gehabt hätte. Ob er länger durchgehalten hätte, wenn er am Vorabend nicht wegen der schockierenden Nachricht vom Hausverkauf so viel getrunken hätte. Ob er dann mit dem Jungen aufgetaucht wäre.

Aber so ist es nicht.

Sondern Michael tritt den Jungen.

Nicht mit Absicht, aber ein Körper hat auch unter Wasser Gewicht, und mit einem Arm zu schwimmen ist schwer. Der Körper des Jungen zieht nach unten. Er wird getreten. Und die Hand ist plötzlich weg.

Michael hat keine Luft mehr in der Lunge.

Er schwimmt in die falsche Richtung. Der Junge ist unten. Warum schwimmt Michael nach oben? Er kann nicht ohne

das Kind auftauchen. Er muss umkehren, aber sein Körper lässt es nicht zu. Etwas in ihm hat die Oberhand gewonnen. Und dieses Etwas will leben.

Er tritt Wasser, rudert mit den Armen, hat aber den Richtungssinn verloren. Ohne die Sonne als Kompass keine Orientierung.

Dann ein matter Lichtschein. Etwas Großes bewegt sich über ihm.

Er hat Geschichten gehört. Über Welse, so riesig wie Zepeline. Drei Meter lange Störe, gepanzert wie Alligatoren. Oder das Ding da oben ist seine Seele, die aufsteigt und ihn zurücklässt.

Nein.

Er ist am Leben. Er lebt, und er schwimmt. Dieses Ding, der Fisch oder die Seele, wird noch größer, er schwimmt darauf zu.

Entfernung, Raum, Zeit – dafür hat er jegliches Gefühl verloren. Es gibt nur eine Dimension: *Wasser*. Unter seinen Augen ein Feuerwerk, und eine schrille Sirene verlangt, dass er atmet.

Atme ein, denkt er. Folge dem Jungen. Dann ist alles erledigt.

Aber sein Leben gehört nicht mehr ihm. Er wird *Vater*. Sein Leben ist bestimmt von etwas Heranwachsendem. Diese Wahrheit trifft ihn mit solcher Wucht, dass er kaum spürt, wie sein Kopf mit dem Boot kollidiert.

Überall Wasser. Dann Licht. Und Luft.

Er hustet, keucht, erbricht sich. Er atmet.

Über ihm schreit das Mädchen. Ihr Bruder liegt am Grunde des Sees. Inzwischen ruht das Kind bestimmt. Inzwischen hat es den Kampf sicher aufgegeben, hat aufgehört, unter Wasser den Namen seiner Schwester zu rufen.

Michael schmeckt Salz. Das Salz ist Blut, und das Blut ist sein eigenes.

Er kann nicht wieder abtauchen. Wenn er es noch mal versucht, stirbt er.

Aber er wird Vater.

Sein Leben gehört nicht mehr ihm.

Jetzt schwimmen die anderen aus allen Richtungen auf ihn zu. Und in der Ferne zucken orangefarbene Flügel auf dem Wasser, taumeln, abgetrennt vom Körper, in Strömungen. Wissend umkreisen sie einander, auf Augenhöhe mit dem schrecklichen Zwinkern des Sees.

2 Boote kreuzen in der Bucht, fischen nach dem Jungen. Lisa Starling beobachtet sie durch ihr Fernglas. Nachdem sie ans Ufer geschwommen ist, vom Haus aus den Notruf gewählt und Michael betreut hat, bis der Krankenwagen da war, hätte sie sich trockene Kleider anziehen können, aber sie ist sofort mit ihrem Fernglas zum Ufer zurückgelaufen. Und erst jetzt fällt ihr auf, dass sie noch ihren Badeanzug trägt, der in der warmen Luft schon fast getrocknet ist.

Als sie am Morgen aufgewacht ist, war der Himmel blau. Jetzt ist er wolkenverhangen. Grau wie Kadaver, denkt sie, obwohl das nicht viel Sinn ergibt. Aber ein Kind liegt am Grunde des Sees, da ergibt die ganze Welt keinen Sinn mehr.

Lisa glaubt an Gott, doch heute würde sie Gott lieber nicht begegnen wollen.

Überall in der Bucht stehen Nachbarn auf Terrassen und Bootsstegen, haben sich am Ufer und auf der Landzunge versammelt. Ein Mann in voller Tauchermontur mit Sauerstoffflasche tritt aus seinem Haus und springt ins Wasser.

Zwei Polizeiboote sperren die Bucht ab. Sie sind weiß und blau, Warnlichter blinken unter dem bleigrauen Himmel. Ein Helikopter bricht durch die Wolken.

Lisa lässt ihr Fernglas sinken. Es ist ein Swarovski Swarovision aus der EL-Serie, weil sie ihre Vögel farbgetreu sehen

will. Klein, weil sie gern leichtes Gepäck hat. Eines der besten Ferngläser der Welt. So hat sie es letztes Jahr für ihr Institut an der Cornell University bewertet.

Sie schaut wieder hindurch. Ihr Angelboot ist auch noch draußen, liegt neben dem Ponton vor Anker. Dazwischen schaukelt ein drittes Polizeiboot. Von dem sind vor ein paar Minuten zwei Taucher mit Taschenlampen, groß wie Megafone, in den See gesprungen.

Richard, Lisas Mann, ist an Bord des Pontonboots. Er wirkt erschöpft, fahl, starr. Seine Hand ruht auf der Schulter des Mannes, den sie vor wenigen Stunden noch nicht kannten. Der Mann hat Sonnenbrille und Kapitänsmütze abgelegt, sitzt neben seiner Frau, hält ihre Hand. Die Tochter hat das Gesicht im Schoß der Mutter verborgen. Beide weinen seit einer Stunde, während die beiden Männer stumm auf den See starren.

Lisa lässt das Fernglas wieder sinken. Das Band an ihrem Hals ist kühl.

Sie hätte Michael und Diane ins Krankenhaus begleiten sollen, hatte aber das Gefühl, hier gebraucht zu werden. Es gibt Geschichten von Kindern, die nach zwanzig oder dreißig Minuten unter Wasser geborgen und wiederbelebt worden sind. Kein Wunder, sondern Biologie. Wenn die Bedingungen passend sind. Wenn das Wasser kalt genug ist. Wenn lange genug jemand am Ufer steht und aufpasst.

Aber Lisa gesteht sich ein, dass man jetzt nur noch nach einer Leiche sucht.

Sie steigt den Hügel zu ihrem Haus hinauf.

Das Haus ist klein und alt. *Betagt*, würde Richard sagen. *Nicht alt, genauso wenig wie ich*. Aber allmählich kann man das nicht mehr leugnen. Lisa ist sechzig, ihr Mann wird bald siebzig. Das Sommerhaus ist älter als ihre Kinder, ein großes

Mobilheim aus den Siebzigern, in den Achtzigern ausgebaut zu einem Haus mit festem Fundament. Sie haben es kurz nach Michaels Geburt spontan gekauft. Um ihre Ehe stand es damals nicht gut. Sie waren schon zweimal getrennt gewesen und hatten sich dann geeinigt auf: *klare Verhältnisse*. Sie wollten verheiratet bleiben, komme, was wolle. Das Sommerhaus hat diesen Entschluss besiegt.

Und was für ein Haus es war, damals. Lang und flach leuchtete es mit seinen weißen Fensterläden und den rot gestrichenen Zedernholzwänden auf der Anhöhe wie ein Feuerwehrwagen. Es hatte eine umlaufende Veranda mit niedrigem Geländer, der hintere Teil war geschützt durch Fliegengitter. Im Garten hing zwischen zwei Bäumen eine Hängematte. Eine Sprinkleranlage mit Timer sorgte dafür, dass der Rasen nicht vertrocknete, und in der separaten Garage für zwei Autos war genug Platz, um Forschungsmaterial zu lagern, wenn die Büros in Ithaca zu voll wurden.

Dann kamen die Orkane 1986 und '90, der Schneesturm '93 und der Tornado 2011, von dem das Haus knapp verschont blieb. Und dann noch die Ameisenplage 2017. Sie haben immer versucht dranzubleiben, aber ein Sommerhaus zu erhalten macht viel Arbeit, und davon hatten sie ohnehin schon reichlich. Richard lehrte noch an der Cornell University, Lisa war dort in der Forschung, beide publizierten. Im Sommer wollten sie sich ausruhen, nicht Reparaturen erledigen. Deshalb ist das Haus ein bisschen heruntergekommen. Oder, nun ja, ziemlich heruntergekommen.

Inzwischen ist die Veranda abgesackt, die Wände sind grau und schimmelfleckig. Auf dem Dach fehlen Ziegel, die verbliebenen sind moosbewachsen. Und bildet Lisa sich das ein, oder ist das gesamte Haus leicht *schief*? Die Hänge-

matte ist längst vergammelt, der Rasen voll trockener Stellen, Ameisenhügel und Unkraut.

Während der Verkaufsverhandlungen letzten Monat haben Lisa und Richard wegen des Mängelberichts vom Gutachter so viele Zugeständnisse gemacht, dass ihnen Zehntausende durch die Lappen gehen. »Nicht so voreilig«, hat ihr Makler gewarnt. »Richten Sie doch erst mal alles wieder her. Der Markt wird besser. In einem Jahr kriegen Sie zwanzigtausend mehr dafür.«

Aber wozu? Selbst in einwandfreiem Zustand würde dem Haus der Abriss bevorstehen. Die Gegend ist im Wandel, Investoren sind am Werk. Letztlich verkaufen Lisa und Richard nicht das Haus, sondern das Grundstück.

Es sei denn, Lisa bläst noch alles ab. Noch wäre ein Rückzieher möglich. Behalten oder verkaufen, bleiben oder gehen – Richard wird alles mitmachen. Weil sie damals eine Absprache hatten, die er nicht eingehalten hat. Er hat vergessen, was Ehe bedeutet. Deshalb muss das Haus abgestoßen werden. Das ist keine Strafe, sondern eher eine Frage der Balance. Um zusammenzubleiben, müssen sie einen Neuanfang machen. Und für diesen Neuanfang müssen sie das Haus verkaufen. Für Lisa steht das fest. Und dass Richard nicht weiß, dass sie Bescheid weiß, ist noch lange kein Grund, einfach so weiterzumachen wie bisher. Oder?

Lisa ist sich nicht ganz im Klaren.

Aber eines weiß sie genau: Die Entscheidung liegt bei ihr. Richard hat indirekt entschieden und damit sein Mitspracherecht verwirkt.

Den Hügel hinauf. Die Verandatreppe. Die Stufen ächzen. Darunter, wo die Kinder immer gern gespielt haben, ist alles mit Efeu überwachsen, ein idealer Ort für Schlangen. Lisa lässt die fünfte Stufe aus, die ist vermodert. Das Geländer

ist instabil, das Holz mürbe wie schadhafte Weinkorken, die zerbröseln, sobald sie mit dem Korkenzieher in Berührung kommen.

Auf der obersten Stufe dreht Lisa sich um und schaut noch einmal durchs Fernglas, stellt es scharf. Da ist die Mutter. Lisa hätte bei ihr bleiben sollen. Aber dann wäre sie erneut zu einer leidenden Mutter geworden, und das hat sie schon einmal durchgemacht. An dieses Unglück will sie nicht mehr rühren.

Und warum passiert gerade jetzt so eine Katastrophe, in ihrer letzten Woche am See? Warum wird die Freude am Zusammensein mit der Familie geraubt?

Doch diese Gedanken sind böse. Einen Moment lang verabscheut Lisa sich dafür.

Die andere Mutter heißt Wendy. Im Wasser hat sie sich vorgestellt, und Lisa dachte an Peter Pan, nicht an den Disney-Film, sondern an das Buch. Ein Lieblingsbuch ihrer eigenen Mutter, die sie vor drei Sommern verloren hat. Krebs, Tod der Eltern – die unwürdigen Begleiterscheinungen des *Betagtwerdens*.

Oh Gott, Wendys Gesicht, als sie die Schwimmflügel sah.

Wer hat den Jungen beaufsichtigt? Wer hätte ihn beaufsichtigen *sollen*? Ganz bestimmt nicht Michael, der alles beobachtete, sich ins Wasser stürzte und beim Auftauchen mit dem Pontonboot zusammenstieß.

Armer Michael. Arme Wendy. Wendy ist erledigt. Sie wird sich niemals vergeben können.

Und wo sind sie dann? Das hat sich Lisa schon so oft gefragt. Wo landen sie, Wendys Sohn und Lisas erstgeborenes Kind, die Seelen all jener Kinder, die diese Welt zu früh verlassen haben?

Wenn es den Himmel gibt, sind sie gewiss dort. Sie sind

schließlich Kinder. Nicht unschuldig, aber doch ziemlich. Lisa stellt sich ein Nimmerland für sie vor, einen Ort, zu dem die Geister von Kindern fliegen können, um dort zu warten, bis sie wieder mit ihren Eltern vereint sind.

Sie hofft, dass es diesen Ort gibt. Sie betet dafür.

An manchen Tagen hält nur dieser Gedanke sie aufrecht: Wenn Gott Liebe ist, dann wird sie ihre Tochter wiedersehen.

3 Jake duscht, Thad lehnt sich im Badezimmer übers Waschbecken. Noch immer begreift er nicht, wie das alles passieren konnte – der Junge, das Boot, Michaels Verletzung. Im Spiegel sieht er auch keine Antwort, nur sein bleiches unrasiertes Gesicht. Jetzt beschlägt das Glas, und Thad wischt es ab. Seine Augenbrauen müssten getrimmt werden.

Nach dem Unfall ist Thad mit den anderen hastig ans Ufer geschwommen, dann sind sie alle zum Haus hinaufgeeilt. Seine Mutter hat angerufen. Michael bestand darauf, selbst zu fahren, während Diane ihm weinend einen Waschlappen auf die blutende Wunde drückte und Thad ihm gut zuredete. Als der Krankenwagen eintraf, stieg Michael, begleitet von Diane, widerstrebend ein, und seine Mutter postierte sich mit ihrem Fernglas am Ufer. Als Thad endlich auf die Idee kam, nach seinem Freund zu suchen, fand er ihn im Badezimmer.

»Bist du noch da?«, fragt Jake jetzt aus den Wasserdämpfen heraus.

»Ja, bin ich.«

Und wer ist dieser Junge, fragt sich Thad, mit dem ich seit zwei Jahren zusammen bin? Jake ist sechsundzwanzig, vier Jahre jünger als er, benimmt sich aber manchmal wie sechzehn. Sie sind an einen Punkt gekommen, an dem sie

entscheiden müssten, ob sie sich wirklich aufeinander einlassen oder getrennter Wege gehen wollen. Dass Jake das nicht zu erkennen scheint, macht Thad traurig.

»Lässt du mich bitte mal allein?«, sagt Jake.

Thad hofft, dass er das falsch deutet. Er zieht den Vorhang beiseite. Jake ist klein und schmal gebaut, hat Akne auf der Brust. Er steht mit einer Erektion im Wasserstrom, Schaum an beiden Händen.

»Nicht dein Ernst, oder?«, sagt Thad.

Jake zieht den Vorhang zu. »Lass mich in Ruhe.«

»Ein Kind liegt tot im See. Mein Bruder ist im Krankenhaus.«

»Ich bin gestresst«, erwidert Jake. »Das passiert, wenn ich gestresst bin.«

Thad geht raus, knallt die Tür hinter sich zu.

Gestresst. Es gibt eine Erklärung für Jakes Verhalten, aber die hat nichts mit Stress zu tun. Jake ist einfach geil. Dauergeil.

Das war Thad auch mal. Bevor er so viel Marihuana geraucht hat. Vor der Herrschaft von Alprazolam, Paroxetin und Seroquel. Sein Schwanz funktioniert, aber das Verlangen ist weg. Er sollte Jake begehren. Jake ist hinreißend. Erfolgreich. Und er geht gut mit Thad um, oder zumindest ziemlich gut. Und mit *ziemlich gut* sollte er sich angesichts seiner früheren Beziehungen eigentlich zufriedengeben. Aber das klappt nicht.

Wenn Jake nur mal richtig zuhören, ihn nach seinem Tag fragen, auch mal ohne Sex zärtlich sein würde. Das würde Thad als Liebe empfinden.

Er tritt an den Küchentisch.

Das Haus bietet eigentlich für Küche, Essbereich und Wohnzimmer nur einen einzigen Raum. Zwei Beine des Tisches

stehen auf Teppichboden, zwei auf Linoleum, das den Farbton ungekochter Nudeln hat. Es ist so alt, dass es an den Schuhsohlen klebt. Thad merkt, dass er Hunger hat, und schämt sich dafür. Was gebietet der Anstand? Wie lange soll man nach einer Tragödie warten, bis man etwas isst?

Durchs Fenster sieht er seine Mutter den Hügel heraufkommen. Das Gras steht hoch, wenn sie nicht aufpasst, könnte sie über einen Stab vom Hufeisenspiel stolpern.

Jake hat im Bad zu pfeifen begonnen, ein Kirchenlied. Als abtrünniger Baptist kennt er die alle in- und auswendig. Er musste mittwochs, samstags und sonntags zweimal am Gottesdienst teilnehmen. Thad war höchstens ein- bis zweimal pro Monat am Sonntagmorgen in der Kirche, und auch nur dann, wenn seine Mutter darauf bestand. (Seinen Vater in ein Gotteshaus zu locken, ist ihr nie gelungen.) Thad gab der Religion seiner Mutter eine Chance, wusste aber schon früh über sich Bescheid. Ihre Kirche verdammt ihn zwar nicht, aber wenn er dort vom Gebet aufblickte, sah er niemanden von seiner Art. Paare waren hetero, die Singles auch. Die Geistliche war mit einem Mann verheiratet. Das war nicht gerade einladend. Jemand wie er kam dort einfach nicht vor.

Das letzte Mal war er mit zwölf in einer Kirche. Und obwohl er Jakes manchmal kindisches Benehmen verurteilt, fühlt er sich selbst hin und wieder wie ein Kind. Seit er sein Studium abgebrochen hat, kommt es ihm vor, als habe er Kurse versäumt, die alle anderen absolviert haben. *Wie man Steuern zahlt. Wie man Geld aufs Konto kriegt. Wie man einen Job behält.*

Und wie haben seine Eltern es geschafft, dreißig Jahre lang fest angestellt ihren Beruf auszuüben und seit sieben- unddreißig Jahren verheiratet zu sein? Ihre Liebe ist echt.

Sie haben wertvolle Arbeit geleistet. Wenn man die Namen der beiden googelt, bekommt man zahllose Ergebnisse.

Weshalb sind dann beide Söhne zu Vollidioten geraten?

Seine Mutter ist auf der obersten Treppenstufe stehen geblieben und blickt durchs Fernglas auf den See.

Das Haus wird Thad fehlen, die Sommer hier, mit Kartenspielen, Hufeisenwerfen, Bratfisch, Musik, Eis und Liebe. Aber es ist nicht mehr das Haus, das er in Erinnerung hat. Die Wände sind verunstaltet von Löchern und Haken, an denen einmal Bilder hingen. In den Ecken stehen Kartons, gestapelt oder offen, halb voll. Die Bücherregale sind leer. Der Krimskrams seiner Mutter und die Keramiksachen vom Flohmarkt sind in Zeitungen gewickelt und eingepackt. Die Familienbilder lehnen, von braunem Papier verhüllt, an den Wänden.

Einzig verbliebene Dekoration im Raum ist ein Gemälde von Jake, er hat es den Starlings letzten Sommer bei seinem ersten Besuch hier geschenkt. Eine junge Frau ist darauf zu sehen, die einen halben Granatapfel in der Hand hält. Über der Schulter schwebt eine Putte. Ein Kompass zu Füßen der Frau zeigt Richtung Norden. Eine Brust ist aus dem Kleid gerutscht. Das hat irgendeine symbolische Bedeutung, aber Thad könnte beim besten Willen nicht sagen, welche. Ob Jake etwas Einleuchtendes dazu sagen könnte, ist die Frage. Er mag genial sein, aber vielleicht denkt er sich auch einfach nur irgendwas aus. Und wer dann etwas in seine Bilder hineindeutet, macht sich lächerlich. Thad weiß noch, wie froh er damals war, dass seine Mutter sich nicht über die eigenwillige Brust aufregte.

Grundsätzlich ist seine Mutter rücksichtsvoll und höflich. Thad stellt sich vor, wie sie sich beim Packen den Kopf darüber zerbrochen hat, ob sie das Bild Jake zuliebe noch

hängen lassen soll. Was vermutlich eine gute Idee war, denn Jake hat ein großes Ego und ist sehr empfindlich. Aber vielleicht hat er auch gar nicht gemerkt, dass sein Bild als einziges übrig ist. Er kreist manchmal sehr um sich selbst. Mit vierundzwanzig hatte er bereits zwei Einzelausstellungen, ein Jahr später Besprechungen in führenden Kunstmagazinen und Zeitungen. Letzte Woche erst hat der *New Yorker* seiner dritten Ausstellung drei Seiten gewidmet, Jake als kommenden Künstlerstar von Brooklyn bezeichnet und die »abgründige Ironie« und die »erfrischenden Exzesse« seiner Bilder gepriesen. Jake tat, als sei ihm das egal, aber Thad hat mitbekommen, dass er den Artikel mehrmals gelesen hat. Bislang gab es nur eine einzige negative Kritik. In *Art in America* gab es großes Lob für eine Gruppenausstellung, Jakes Arbeiten aber wurden als »unbeholfen, hilflos und gefällig« verrissen. Woraufhin er sich drei Tage lang ins Bett legte.

Das Pfeifen im Bad ebbt ab, stattdessen sind jetzt Bässe zu hören. Jake hat das teure Designer-Duschradio eingeschaltet, das er den Eltern Starling zu Weihnachten geschenkt hat und das außer ihm wohl noch nie jemand benutzt hat.

Thad geht in den Flur. Er lauscht an der Badezimmertür und hört es. Trotz Wasserrauschen, Ventilatorbrummen und Bell Biv DeVoes »Poison« ist ein rhythmisches Geräusch zu vernehmen, das bedeutet, dass sein Freund sich in der Dusche einen runterholt.

Thads Mutter ist jetzt auf der Veranda. Er tritt ins Bad und schließt die Tür hinter sich. Sofort kommt er sich vor wie unter Wasser, in dem Raum ist mehr Dampf als Luft.

Wie hat sein Bruder das geschafft? Sich durch so viel Schlamm und Dunkelheit zu kämpfen?

»Du musst aufhören«, sagt Thad. »Oder leiser sein.«

Das Klatschen wird schneller.